

# Gott, Gottesbilder und Gottesfrage

*Friedrich Schweitzer*

Wenn das Thema Gott und Gottesbilder hier als zentral für den Religionsunterricht bezeichnet wird, ist dies natürlich wenig neu. Wie schon beispielsweise am Apostolischen Glaubensbekenntnis abzulesen ist („Ich glaube an Gott“), steht der Gottesglaube im Zentrum des christlichen Glaubens insgesamt. Die gesamte Bibel ist als geschichtlicher Niederschlag von Erfahrungen zu lesen, die Menschen mit Gott oder dem Gottesglauben gemacht haben. Kein Wunder also, wenn das Thema Gott auch im Religionsunterricht als zentral erscheint.

Doch hat Karl Ernst Nipkow schon vor mehr als 30 Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass die Aussagen, Einstellungen und Fragen junger Menschen auf eine neue Dringlichkeit nicht einfach des Themas „Gott“ verweisen, sondern vielmehr auf neue Herausforderungen der *Gottesfrage* (vgl. Nipkow, 1987). Die von ihm damals ausgewerteten Schülertexte hatten ihm eindringlich vor Augen geführt, dass für junge Menschen viele auf Gott bezogene Fragen keine angemessene Antwort mehr finden – nicht für Gott als den Schöpfer der Welt, nicht bei Gottes ausbleibender Hilfe (Theodizee) und schließlich auch dann nicht, wenn es um die Existenz von Gott selber geht (Gott als Fiktion, von Menschen ausgedacht). Vor diesem Hintergrund drängender Fragen, so hieß es dann später, in der ersten Denkschrift der EKD zum Religionsunterricht, müsse die Gottesfrage geradezu als „Kerncurriculum“ für den Religionsunterricht angesehen und etabliert werden (vgl. Evangelische Kirche Deutschland, 1994, S. 18–19). Ein Unterricht, der sich in grundlegenden Glaubensfragen nicht auch den Zweifeln junger Menschen aussetzt und stellt, habe keine Zukunft.

Andere haben diese Einschätzung später in Zweifel gezogen. Viele der damals von Nipkow identifizierten Herausforderungen hätten schon deshalb ihre Aktualität eingebüßt, weil sie von einem theistischen Gottesbild ausgehen, das bei jungen Menschen inzwischen nicht mehr zu finden sei. Auch die Theodizee-Frage könne deshalb nicht länger mit Nipkow als „Einbruchsstelle für den Glauben“ angesehen werden (vgl. Ritter et al., 2006; mit anderer Argumentation vgl. Dressler, 2012).

Obwohl sich diese Diskussion neben theoretischen Überlegungen durchaus auch auf kleinere Umfragen berief und insofern auf eine ansatzweise als empirisch zu bezeichnende Grundlage bezog, gab es doch bislang keine mit der Untersuchung „Jugend – Glaube – Religion“ vergleichbare Studie, die auf breiter Basis auch weiterreichende Einblicke in den Umgang von Jugendlichen mit der Gottesfrage erlaubt hätte. Umso interessanter sind die Befunde aus dieser Repräsentativuntersuchung auch im Blick auf dieses Thema.

## 1. Befunde: Glauben Jugendliche noch an Gott?

Wie schon deutlich geworden ist, begleitet die Frage, ob Jugendliche noch an Gott glauben und wie sie dies gegebenenfalls tun, die Religionspädagogik schon seit Jahrzehnten. Mitunter war sogar von „Jugend ohne Gott“ die Rede. Wie aber steht es nun um diesen Glauben heute?

Die Befunde aus der Studie „Jugend – Glaube – Religion“ geben dazu eine auf den ersten Blick verwirrende, weil widersprüchliche Auskunft: Mehr Jugendliche halten sich für „gläubig“ als für „religiös“, zugleich gibt es einen deutlichen Anteil von Jugendlichen, die nach eigener Aussage an Gott glauben, sich aber nicht als „gläubig“ ansehen, und noch einmal weit mehr Jugendliche beten zumindest gelegentlich, obwohl sie offenbar nicht an Gott glauben. Ist das überhaupt möglich? Und was ergibt sich aus diesen einander widersprechenden Antworten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen?

Eines ist damit von vornherein klar: Auf einen einfachen Nenner lässt sich der Gottesglaube im Jugendalter demnach nicht bringen. Sich nur auf die eine Seite (sie glauben nicht mehr an Gott) zu konzentrieren oder allein die andere Seite wahrzunehmen (aber sie beten *zu* Gott), um irgendwie doch einen eindeutigen Trend zu identifizieren, führt hier nicht weiter. Offenbar ist der Umgang mit der Gottesfrage bei heutigen Jugendlichen komplex und in sich selbst spannungsgeladen, und genau dafür müssen dann auch die Deutungen der Befunde offen und sensibel sein. Kritisch ausgedrückt: Viele der gängigen Deutungen bleiben offenbar zu einfach und einlinig, weil sie beim Gottesglauben junger Menschen nicht mit inneren Widersprüchen rechnen.

Vor einer Gesamteinschätzung müssen aber die Befunde im Einzelnen noch einmal genauer betrachtet werden. Zunächst zum ersten Befragungszeitpunkt (vgl. Schweitzer et al., 2018, S. 70–81): 22% der Befragten halten sich hier für „religiös“, 41% für „gläubig“ (S. 71). 52% bejahen die Aussage „*Ich glaube an Gott*“ (S. 74). Und 75% der Befragten beten zumindest gelegentlich (ebd., S. 92). Diese in sich als widersprüchlich anmutenden Antworten lassen sich vielleicht am besten so interpretieren, dass der Gottesglaube bei den Jugendlichen zwar eine weitreichende Verankerung in der Lebenspraxis besitzt und dass sich diese Bedeutung zumindest gelegentlich – etwa in Notsituationen – in Gestalt einer Hinwendung zu Gott im Gebet auch manifestiert, dass aber die eher lehrhaft klingenden allgemeinen Formulierungen zum Gottesglauben aus der christlichen und besonders der kirchlichen Tradition von den Jugendlichen selbst damit nicht in Verbindung gebracht werden. Deshalb sagen – so gesehen – viele, dass sie nicht an Gott glauben, obwohl sie zu Gott beten. Der Gott, an den sie sich im Gebet wenden, ist nicht der Gott, von dem beispielsweise die Kirche spricht. In diesem Sinne lässt sich auch die Zurückhaltung bei der Selbstbezeichnung als „religiös“ verstehen, auch wenn diese Bezeichnung vermutlich noch weitere Implikationen beispielsweise im Sinne der Teilnahme an kirchlichen Angeboten oder einer rituellen Praxis einschließt. Für die Jugendlichen scheint der Gottesglaube vor allem eine individuelle und

persönliche Angelegenheit zu sein, die sie eher mit „gläubig“ als mit „religiös“ assoziieren (vgl. S. 109).

In diese Richtung weisen auch andere Angaben, die zeigen, dass die lebenspraktische Bedeutung des Gottesglaubens im Blick auf die eigene Person nach Einschätzung der Jugendlichen weniger weit reicht als die Bejahung dieses Glaubens selbst: Den 52%, die für sich den Gottesglauben bejahen, stehen nur 39% gegenüber, denen die „Beziehung zu Gott“ wichtig ist, sowie 40%, die der Aussage zustimmen „*In schwierigen Situationen hilft mir mein Glaube an Gott*“ (Schweitzer et al., 2018, S. 74). Auch wenn die Zustimmung bei diesen Fragen geringer ausfällt als beim Gottesglauben als solchem, unterstreichen die Antworten zugleich, dass dieser Glaube einem erheblichen Anteil der Befragten hinsichtlich ihres Lebens doch wichtig ist. Das kommt auch darin zum Ausdruck, dass es nur 45% sind, die sagen, dass der Glaube in ihrem Alltag keine Rolle spiele (ebd., S. 74).

In anderen Kapiteln des vorliegenden Bandes wurde bereits herausgearbeitet, dass auch die Theodizee-Frage keineswegs einfach verschwunden ist, auch wenn sie sich nicht allen Jugendlichen gleichermaßen stellt (vgl. S. 121–124; S. 279–284). Ebenso verliert die Frage nach Gott als den Schöpfer der Welt mit dem sich im Jugendalter ausbreitenden Zweifel am Schöpfungsglauben keineswegs ihre Bedeutung, auch wenn gerade der Schöpfungsglaube massiv in Zweifel gezogen wird (vgl. S. 64–66). Eher ist davon zu sprechen, dass der Gottesglaube im Jugendalter in diesen Hinsichten besonders kontrovers ist. Der in Frage gestellte Glaube beschäftigt viele aber offenbar auch weiterhin – gerade deshalb.

Bemerkenswert sind auch die differenzierten Einblicke, die die Studie „Jugend – Glaube – Religion“ im Blick auf die Gottesbilder und -vorstellungen der Jugendlichen zulässt. Besonders ausgeprägt ist schon bei der ersten Befragung die Auffassung, dass Gott „Sicherheit“ geben kann (52%) und dass man zu Gott „sprechen kann“ (50%) (Schweitzer et al., 2018, S. 79). Bei den späteren Befragungszeitpunkten zeigt sich dann, dass der Gottesglaube der Jugendlichen gleichsam in Bewegung ist und dass die sonst in Umfragen oft üblichen Momentaufnahmen nicht ausreichen, um solche Bewegungen oder Veränderungen verlässlich einzufangen. Insgesamt sinkt dabei der Anteil derer, die der Aussage „*Ich glaube an Gott*“ zustimmen (von  $t_1$  auf  $t_2$  von 52% auf 49%; in der kleineren Stichprobe derer, die bei allen Zeitpunkten den Fragebogen ausgefüllt haben, steigt die Zustimmung in  $t_3$  allerdings auf 58% an, was erneut die Notwendigkeit einer differenzierenden Betrachtung bewusst macht (vgl. S. 49). Zugleich erweist sich die Zustimmung zu der Aussage, dass man zu Gott „sprechen kann“, als stabil (51% bzw. 50%, im gematchten Sample ist für  $t_3$  wiederum ein deutlicher Anstieg zu verzeichnen, von 56% bei  $t_1$  in diesem Sample auf 65% (vgl. S. 45–46; S. 58–59)). Im  $t_3$ -Sample kommt es zugleich zu einer deutlichen Zunahme bei der Zustimmung zu der Vorstellung von Gott als Energie, also zu einem unpersönlichen Gottesbild (ähnlich auch bei Gott als Natur), und auch die Fiktivität der Gottesvorstellung (nur „ausgedacht“) wird in  $t_3$  stärker bejaht (vgl. S. 59).

Auch dieser Befund mutet als widersprüchlich oder jedenfalls inkonsistent an, aber dies ist die Wahrnehmung von Erwachsenen, nicht der Jugendlichen selbst.

Allerdings lassen die Befunde nur erkennen, dass die unterschiedlichen Gottesvorstellungen bei den Jugendlichen nebeneinander stehen und für sie nebeneinander stehen können, aber wie sie darüber selbst genau denken, kann diesen Angaben nicht entnommen werden.

Führen hier die qualitativen Interviews weiter? Auch die im Rahmen von „Jugend – Glaube – Religion“ mit Jugendlichen geführten Gespräche zeigen vor allem ein facettenreiches Bild. In diesen Gesprächen ist es Gott als „höhere Macht“, der vielen Jugendlichen besonders wichtig ist (vgl. Schweitzer et al., 2018, S. 214), wobei diese „Macht“ auch hier immer wieder vom überlieferten Gottesglauben abgesetzt wird („*Also ich glaub nicht an Gott. Nicht an den Gott, den Kirche versucht uns zu beschreiben.*“ (ebd., S. 215)). Daneben aber gibt es im Einzelnen vielerlei Vorstellungen von Gott als „Teil von Gott in jedem Menschen“ oder einfach als „Kraft“ und als das „Verbindende“ (ebd., S. 215). Und immer wieder wird – dann auch in den Freitextantworten im Fragebogen – der Zweifel an Gott als dem Schöpfer der Welt angesprochen. Ähnliches gilt für Theodizee-Fragen.

Hier einige beispielhafte Formulierungen aus Freitextantworten (bislang größtenteils noch nicht veröffentlicht):

*„Ich habe viel darüber nachgedacht; Religion hat wenig mit Glauben zu tun. Früher habe ich den ‚Gott‘ der Kirche geglaubt, heute habe ich meine eigene Vorstellung von einem ‚Gott‘.“* (w, 17 Jahre, rk, Religionsunterricht, allgemeinbildendes Gymnasium)

*„Ich denke, dass jeder Mensch für sein Leben selbst verantwortlich ist, und die Menschen, die in die Kirche gehen, etwas brauchen, um sich daran festzuhalten, da sie mit der Komplexität des Lebens nicht zurechtkommen und sich in einer religiösen Gemeinschaft wohler fühlen. Ich brauche das nicht, ich glaube an mich selbst, denn das ist das Wichtigste im Leben.“* (w, 17 Jahre, ev, Ethikunterricht, berufliches Gymnasium)

*„Es gab Momente, in denen es leer war und Gott der einzige war, mit dem man reden konnte.“* (w, 16 Jahre, oR, Ethikunterricht, allgemeinbildendes Gymnasium) (Schweitzer et al., 2018, S. 172)

*„Gott ist eine Illusion. Wissenschaft hat meinen Glauben verändert.“* (m, 16 Jahre, rk, Religionsunterricht, allgemeinbildendes Gymnasium)

*„Für mich ergibt es keinen Sinn, an eine höhere Macht zu glauben und vor allem durch die Kirche oder religiösen Extremismus hat sich mein Bild geändert. Dennoch finde ich es schön, wenn andere in Religion Halt und Hilfe finden, solange sie mir ihren Glauben nicht aufzwingen.“* (w, 18 Jahre, rk, Religionsunterricht, berufliches Gymnasium)

Zusammengenommen machen die qualitativen und quantitativen Befunde aus „Jugend – Glaube – Religion“ deutlich, dass die etwa im Anschluss an die Shell-Jugendstudien vertretene These von der allgemeinen Rückläufigkeit des Gottesglaubens bei weitem zu einfach sind (vgl. zuletzt Shell Deutschland Holding, 2019, S. 150–157). Schon die in den Shell-Studien ins Zentrum gerückte Frage nach dem Glauben an einen „persönlichen Gott“ (z. B. Deutsche Shell Holding, 2015, S. 253) greift offenbar zu kurz, wenn die Vielfalt des Gottesglaubens im Jugendalter eingefangen werden soll. Von einem „persönlichen Gott“ war in den Gesprächen

mit den Jugendlichen auch nie die Rede – offenbar trifft schon die Kategorie die Vorstellungen der Jugendlichen und ihre Sprache nicht.

Trotz solcher kritischer Hinweise bleibt aber auch festzuhalten, dass sich die in der Studie „Jugend – Glaube – Religion“ beobachteten Gesamttrends durch die Befunde anderer Untersuchungen wie den Shell-Jugendstudien oder dem – allerdings nicht speziell auf Jugendliche bezogenen – Religionsmonitor (Bertelsmann Stiftung, 2013) weiter bestätigen. Nach wie vor besitzt der Gottesglaube eine bemerkenswerte Reichweite. Wie besonders die Konfirmandenstudien zeigen, findet dieser Glaube speziell bei jüngeren (evangelischen) Jugendlichen Zustimmung (75%), ist dann aber auch bei dieser Gruppe mit zunehmendem Lebensalter rückläufig (Schweitzer et al., 2016, S. 331). Insgesamt scheint der Glaube an Gott bei gut der Hälfte der Jugendlichen dauerhaft Zustimmung zu finden, daneben zu etwa gleichen Teilen auf Ablehnung zu stoßen oder ungewiss erscheinen.

Wichtig bleibt aber auch am Ende vor allem die Forderung, die zum Teil sehr selektiven Befunde zum Gottesglauben junger Menschen nicht vorschnell als Grundlage für verallgemeinernde Schlüsse zu nehmen. Der Facettenreichtum des Gottesglaubens und der Vorstellungen von Gott, wie er in „Jugend – Glaube – Religion“ hervortritt, sollte in der Jugendforschung ebenso wie in der Religionspädagogik wahr- und ernst genommen werden – gerade auch dort, wo er den Erwachsenen vor allem widersprüchlich erscheint.

## **2. Didaktische Bewertung: Zentrale Bedeutung des Gottesglaubens – Grenzen von Unterricht**

Wie vor allem die Äußerungen der Jugendlichen aus den qualitativen Teilen der Studie erkennen lassen, stehen Gottesglaube und Gottesbild in einem jeweils sehr engen Verhältnis zu Lebenserfahrungen und zur persönlichen Entwicklung. Der Gottesglaube, wie er sich den Jugendlichen darstellt und wie sie ihn zum Teil in ihrem eigenen Leben erfahren, ist etwas zutiefst Persönliches. Für viele der Befragten besteht ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen Gott und der eigenen Lebensgeschichte (vgl. Schweitzer, 2016). Insofern ist von vornherein klar, dass sich ein solcher Glaube nicht einfach durch Unterricht vermitteln lässt. Gerade beim Glauben an Gott treten die Grenzen der Lehrbarkeit des Glaubens besonders deutlich hervor. Auch kann es nicht Ziel sein, den vielgestaltig persönlichen Gottesglauben durch Unterricht auf den Nenner einer allgemeinen theologischen Gotteslehre oder eines kirchlichen Bekenntnisses bringen zu wollen, so widersprüchlich der Gottesglaube der Jugendlichen auch erscheinen mag. Eine solche Lehre ist zwar theologisch ebenso wie die Formulierungen beispielsweise in altkirchlichen Bekenntnissen wie dem Apostolikum vielfach präziser als die von den Jugendlichen gewählten Ausdrucksformen, aber die herkömmlichen, theologisch und kirchlich geprägten Ausdrucksformen würden den angesprochenen individuellen Lebenszu-

sammenhängen wohl gerade deshalb vielfach fremd und äußerlich bleiben. Zwar kann und soll der Religionsunterricht hier durchaus Übersetzungsarbeit leisten, aber die Erfolge bleiben insbesondere dann erwartbar begrenzt, wenn es um die den Jugendlichen eigene Sprachwelt geht.

Wenn der Glaube an Gott im Religionsunterricht thematisiert werden soll, muss es demnach um ein anderes Ziel gehen als um den Versuch, hier Konsistenz zu erreichen. Die vielfach von den Jugendlichen geäußerten Fragen und Zweifel, die es religionsdidaktisch nach wie vor nahelegen, im Sinne Nipkows eher von der *Gottesfrage* als einfach vom *Gottesglauben* zu sprechen, verweisen auf eine grundlegende religionsdidaktische Aufgabe: Der Religionsunterricht sollte es sich zur Aufgabe machen, sich gezielt auf solche Fragen und Zweifel einzulassen. Wenn beispielsweise immer wieder gesagt wird, dass man an Gott „nicht mehr“ so glauben könne, wie er in der Bibel dargestellt wird, dann könnte es sich lohnen, gemeinsam mit den Jugendlichen zu fragen, wie Gott denn eigentlich in der Bibel dargestellt wird. Welche Vorstellungen haben sie im Blick auf biblische Gottesbilder und -verständnisse? Wie verhalten sich dazu die biblischen Texte selbst? Ähnlich könnte im Blick auf die Kirche und den – in der Sicht der Jugendlichen – von der Kirche erwarteten oder tradierten Gottesglauben verfahren werden. So gesehen käme dem Religionsunterricht bei diesem Thema vor allem die Aufgabe zu, solche Hindernisse für den Gottesglauben aus dem Weg zu räumen, die in unzutreffenden Annahmen etwa im Blick auf Bibel und Kirche gründen.

Weitere Fragen der Schülerinnen und Schüler beziehen sich auf die Denkbare Gottes. Hier könnten Modelle und Vorstellungen aus der Systematischen Theologie im Unterricht herangezogen werden, um darüber nachzudenken, wie Glaube und Denken oder Wissen und Wissenschaft zueinander stehen.

Zum Teil verweisen die Äußerungen in den Freitextantworten auch auf das Gottesverständnis in anderen Religionen. Damit verbindet sich besonders die bekannte Frage, ob Christen und Muslime, Juden und Hindus eigentlich alle an denselben Gott glauben. Im Sinne des interreligiösen Lernens sind solche Fragen heute zentral, und die Befunde aus „Jugend – Glaube – Religion“ unterstreichen, dass dabei auch ausdrücklich der Gottesglaube oder die Gottesfrage einbezogen werden sollte. Es geht nicht nur um das Verhältnis der verschiedenen Religionen zueinander, sondern immer auch um die Glaubwürdigkeit des Glaubens an Gott insgesamt.

Die Bedeutung von Unterricht zum Thema „Gott“ ergibt sich jedoch nicht nur von den Schülerinnen und Schülern her, sondern auch aus der Sicht von Glaube und Theologie. Der Glaube an Gott ist für den gesamten biblisch-christlichen Glauben von grundlegender Bedeutung – angefangen bei der Schöpfung und bis hin zu endzeitlichen Erlösungshoffnungen, die im Christentum nicht vom Gottesglauben abzulösen sind. Insofern greifen didaktische und (systematisch-)theologische Bewertungen an dieser Stelle ineinander. Das zeigen beispielsweise auch verschiedene

Beiträge aus der aktuellen religionspädagogischen Diskussion zu diesem Thema (einen guten Überblick zu dieser Diskussion bietet noch immer Englert, 2009).

Zu erinnern ist an dieser Stelle schließlich auch daran, dass Schülerinnen und Schüler, die vom Religionsunterricht wenig oder gar nicht erreicht werden und die zum Teil dann in Ethik übertreten, häufig auch einen weniger ausgeprägten Gottesglauben aufweisen (vgl. Wissner & Schweitzer, 2019; vgl. auch S. 114–116). Mitunter scheint der Eindruck vorzuherrschen, dass der Religionsunterricht nur für diejenigen offen sei, die (fest) an Gott glauben. Insofern ist es besonders wichtig, dass der Religionsunterricht das Thema „Gott“ nicht nur tatsächlich eigens aufnimmt und fokussiert, sondern in einer Weise behandelt, die auch für solche Schülerinnen und Schüler attraktiv ist, die hier mehr Fragen als Antworten sehen. Dabei dürfte nicht nur die Klärung theoretischer Zusammenhänge eine Rolle spielen, sondern ebenso der mögliche Lebensbezug. Denn darauf kommt es für die Jugendlichen am Ende entscheidend an: Was der Glaube an Gott für ihr Leben bedeutet – oder eben nicht bedeutet. Auch für Unterricht zum Thema „Gott“ gilt, dass das Thema elementarisiert werden muss, wozu die Befunde aus der Studie „Jugend – Glaube – Religion“ vielfach Anregungen und Hilfestellungen bieten, etwa im Blick auf elementaren Erfahrungen, aber auch hinsichtlich der elementaren Zugänge.

### **3. Didaktische Konkretionen: Den Gottesglauben nicht einfach voraussetzen, sondern klären**

Die beschriebenen Befunde machen zunächst deutlich, dass auch im Religionsunterricht der Glaube an Gott bei den Schülerinnen und Schülern nicht einfach vorausgesetzt werden darf. Viele von ihnen sind sich in dieser Frage unsicher, andere lehnen den Glauben an Gott für sich ab. Damit wird beim Gottesglauben exemplarisch deutlich, was an anderer Stelle in diesem Buch im Detail herausgearbeitet wird: Wenn der Religionsunterricht alle erreichen will, die an ihm teilnehmen, muss er sich auf sehr unterschiedliche Haltungen zum christlichen Glauben einzustellen bereit sein und dies auch deutlich signalisieren (vgl. S. 229–236). Darin liegt eine erste übergreifende religionsdidaktische Konsequenz. Die Befunde aus „Jugend – Glaube – Religion“ lassen es dabei als eher ungesichert erscheinen, dass diese Konsequenz in der Praxis bereits genügend eingeholt ist.

Eine zweite Konsequenz ergibt sich aus der Klärungsbedürftigkeit des Gottesglaubens: Was heißt es eigentlich genau, an Gott zu glauben? Bedeutet dieser Glaube, dass es keine Zweifel mehr gibt? Oder trifft eher zu, wie es in der Theologie heißt, dass der Zweifel den Glauben beständig begleitet? Wenn sich ein erheblicher Anteil der Schülerinnen und Schüler im Blick auf den Gottesglauben unsicher zeigt oder diesen Glauben überhaupt ablehnt, lässt dies einen entsprechenden Klärungsbedarf erwarten. Zum Beispiel: Wie kann oder soll ich an etwas glauben, das ich zugleich bezweifle?

Ein dritter Aspekt betrifft die Frage der Lebensbedeutsamkeit eines solchen Glaubens. Bei den Befunden fällt auf, dass die Zustimmung zu einem allgemeinen Gottesglauben deutlich weiter reicht als die empfundene Lebensbedeutsamkeit dieses Glaubens. Insofern erstreckt sich der Klärungsbedarf auch auf die Frage, was der Glaube an Gott eigentlich lebenspraktisch bedeutet und bedeuten kann. Jugendliche können dies manchmal sehr direkt und für Erwachsene erschreckend drastisch ausdrücken: „Was bringt es eigentlich, an Gott zu glauben? Was bringt es mir?“ Auch für solche Fragen sollte im Religionsunterricht ausdrücklich Raum sein – im Sinne eines freiheitlichen Diskurses, bei dem sehr unterschiedliche und kontroverse Meinungen geäußert und diskutiert werden können.

Schon deutlich geworden ist, dass es nicht unproblematisch wäre, wenn der Religionsunterricht einfach auf eine größere Konsistenz der auf Gott bezogenen Glaubensvorstellungen Jugendlicher zielen wollte. Aus Erwachsenensicht und besonders der Theologie erscheint der Gottesglaube Jugendlicher tatsächlich inkonsistent und in sich selbst höchst widersprüchlich. Zu erinnern war jedoch grundsätzlich an den Unterschied zwischen einer auf möglichst große Konsistenz zielenden Gotteslehre im Sinne der Theologie auf der einen und dem gelebten Glauben junger Menschen auf der anderen Seite. Vielleicht sind die von den Lehrkräften wahrgenommenen Inkonsistenzen für die Jugendlichen auch dann kein Problem, wenn sie ihnen stärker ins Bewusstsein treten. Angemessener könnte es deshalb sein, unterschiedliche Aspekte im Gottesglauben, wie ihn Jugendliche zum Ausdruck bringen, als Lernanlässe zu nutzen. Dafür eignen sich etwa die Schüleräußerungen aus der Studie, wie sie oben bei den Freitextantworten wiedergegeben wurden (ausgewählte Freitextantworten wurden deshalb als Materialsammlung für den Unterricht separat bereitgestellt; vgl. Böhner et al., 2019). Anhand dieser Texte könnten Gespräche über verschiedene Aspekte des Gottesglaubens im Jugendalter in Gang kommen, ohne dass sich die Schülerinnen und Schüler selbst dabei outen müssen.

Ein gutes Beispiel für einen solchen Ausgangspunkt für Gespräche könnte etwa folgende Äußerung sein, die gleich eine ganze Reihe typischer Motive enthält:

*„Ich glaube nicht an Gott, ich bin ein Mensch, der Fakten und Beweise braucht. Trotzdem finde ich es gut, dass es Kirchen und den Glauben gibt, da unsere Gesellschaft sonst zusammenbrechen würde und Gott gibt auch vielen Menschen Halt.“* (w, 16 Jahre, rk, Religionsunterricht, berufliches Gymnasium)

Mögliche Gesprächsthemen wären hier „Gottesglaube und Beweise“, die „Beweisbarkeit Gottes“ (Gottesbeweise), „Wahrnehmung der Kirche“, „Bedeutung des Glaubens für die Gesellschaft“, der „Glaube als Halt für Menschen“ – und nicht zuletzt die Frage, warum eine Jugendliche, die nicht an Gott glaubt, das alles so wahrnehmen und sagen kann. Was genau bedeutet es eigentlich, wenn eine solche Jugendliche sich nicht als „gottesgläubig“ wahrnimmt? Und was unterscheidet ihre so emphatisch geäußerten Überzeugungen vom Glauben?

Auf jeden Fall, so ist zusammenfassend festzuhalten, stellt das Thema im Sinne der *Gottesfrage* nach wie vor ein zentrales und auch überaus spannendes Thema für



den Religionsunterricht dar. Insofern ist die zu Beginn dieses Kapitels beschriebene Sicht Nipkows auch heute bedeutsam. Ob man dann von einem Kerncurriculum sprechen sollte oder eher von einem Roten Faden, der den Religionsunterricht durchzieht, muss hier nicht entschieden werden.